

Fünfter Sonntag in der Osterzeit – Predigt

„ Es ist nicht recht, dass wir das Wort Gottes vernachlässigen und uns dem Dienst an den Tischen widmen.“ Apg 6,2

Liebe Gläubige zuhause, die Sie sich gerade die Zeit für diese Gedanken nehmen. Ich freue mich, dass sie gemeinsam mit mir auf eine frühe Krise in der Kirche blicken wollen, die meiner Ansicht nach bis heute nicht wirklich gelöst ist. Es geht um das Verhältnis von Caritas und Verkündigung, Nächstenliebe und Glaubensweitergabe als Grundbausteine der Kirche. Auch heute dauert der Konflikt zwischen zeitgemäßer Sozialarbeit, dem Einsatz für die Grundbedürfnisse der Menschen, ob gläubig oder ungläubig, und der scheinbar eigentlichen Seelsorge durch Sakramentspendung, Predigt und Liturgie fort. Solche Konflikte und Krisen werden nicht selten verharmlost. Wir erleben das ja auch in diesen Tagen, wenn manche meinen, man müsste der Pandemie Gutes abgewinnen, sie als „quasi pädagogische Maßnahme erfahren“, die uns helfen kann, einen neuen, wertvolleren, besseren Lebensstil zu entwickeln. Selbst wenn dem mal so sein würde, ist mir der Preis dafür zu hoch, der Verlust zahlreicher Grundrechte aufgrund der ständigen Bedrohung, an Corona zu erkranken, zu schmerzhaft, selbst wenn wir gesamtgesellschaftlich noch einmal mit zwei blauen Augen davon kämen. Viele Verwundungen aus dieser Zeit werden Menschen ein Leben lang begleiten.

Das Auseinanderfallen der Kirche, was die Caritas und die Gemeindeseelsorge betrifft, die oft fehlende gegenseitige Wertschätzung dieser beiden Grunddienste, die genau genommen ein und der selbe Dienst sind, belastet die Kirche und ihren Auftrag, Zeuge des Auferstandenen zu sein und den Anbruch des Reiches Gottes erfahrbar zu machen auch bis heute.

Es ist keine Vernachlässigung des Wortes Gottes, wenn ein Priester sich die Zeit nimmt, um sich einem Armen oder Kranken zuzuwenden. Es ist eher ein Frage der Glaubwürdigkeit jeder verbalen Verkündigung, ob alle jene, die Sakramente spenden, Religionsunterricht halten, Gemeinden leiten und predigen, auch die Konsequenzen der Predigt im eigenen Leben und Sein vor Gott und unter den Menschen deutlich machen.

Wer als Mitarbeiter einer sozialen Einrichtung nicht mehr spürt, dass sein Tun für die Schwachen, Alten, Kranken oder Obdachlosen auch mit dem Glauben an den Mensch gewordenen Gott zu tun hat, gefährdet nicht nur

die inneren Kräfte, die er für diesen meist nicht leichten Dienst braucht, sondern auch das großartige Geschenk, die Einheit von Gott und Mensch gerade in den Kleinen und Schwachen zu erfahren. Ein kurzer Blick auf die Heilige Elisabeth kann dies verdeutlichen. Gerade weil sie die Würde jedes Menschen achtet, sich nichts aus ihrer adeligen Herkunft macht, Gott das Maß ihres Lebens sein darf, werden die Übergänge zwischen Liturgie und Caritas bei ihr immer wieder unsichtbar, was sich auch in der Legende vom Kreuz im Ehebett ausdrückt, das ja eigentlich ein Kranker war, den sie dort hineingelegt hatte. In eine ähnliche Richtung zielt das Rosenwunder. Nur wer all sein soziales Tun als ständiges Gebet erlebt, bleibt Menschen und Gott so nah, als wären beide eins. Eine Erfahrung, die ja auch dem Heiligen Martin zuteil wurde.

Caritas und Verkündigung, Nächstenliebe und Liturgie verbinden sich für uns gläubige Menschen, besonders in Zeiten der Not, wenn die täglichen Lebensgrundlagen des Menschen bedroht sind, zu einer wahrhaft sakramentalen Erfahrung. Die eigene Hingabe oft bis zur Erschöpfung im Dienst für die geschundene Menschheit zeigt dann Augenblicke des Österlichen, gerade wenn wir den Dienst an den Tischen nicht verweigern, vorschnell neue, untergeordnete Dienste schaffen, um scheinbar mehr Zeit „für das Eigentliche“ zu haben. Doch der Eigentliche in unserem Dienst ist immer der Mensch, deshalb wurde auch Gott Mensch, dass wir uns dieser „oft armseligen Kreatur“ neu zuwenden, die verschüttete Würde freilegen, wie es Martin und Elisabeth – oder eben auch Mutter Theresa oder Lea Ackermann getan haben – letztere lebt ja noch und tut es bis heute, wenn sie sich aufgrund ihres starken Glaubens für ausgebeutete Frauen stark macht.

In solchen Menschen nimmt Gottes Wort erneut Gestalt an, wird sichtbar, fühlbar und verständlich, dann kann es auch zu Bekehrungen kommen, wenn wir also ein neues Pfingsten für unsere Kirchen erbitten in diesen Tagen, dann wird es auch davon abhängen, ob wir von unseren hohen Rössern absteigen, uns den Stummen, in den Staub gefallen neu zu wenden. Wer sich auf die Schrittgeschwindigkeit der Abgehängten einlässt, wird so manchen Termin verpassen, selbst staubig und müde werden, aber nicht erst im Schlaf und Traum wird er oder sie die großartige Begegnung machen: Gott ist nicht tot, nicht außerhalb dieser Welt, sondern er kommt immer wieder in diesen alltäglichen, von Liebe und Sorge geprägten Begegnungen zu uns.

Liebe Gläubige, vielleicht kennen Sie die Erzählung von Martin, dem Schuster, der schon sein langes Leben auf Gott wartet und dem zugesagt ist, Gott würde kommen. Der alte Schuster braucht sein ganzes langes Leben, um zu erfahren, dass in all den Menschen, für die er sich so liebevoll Zeit genommen hat, Gott bei ihm war. Ich habe diese Geschichte mal auf einer Kommunionfreizeit mit Kindern aus einem sozialen Brennpunkt besprochen. Den Satz des 10jährigen Alberto habe ich auch nach 30 Jahren nicht vergessen:

Wo ist denn jetzt Gott in dieser Geschichte?, wollte ich wissen.

„Ja immer irgendwie dazwischen. Man sieht Gott nicht. Aber die Leute merken Gott, weil dieser alte Schuster so gut zu ihnen ist, sogar zu dem Jungen, der den Apfel geklaut hat“.

Liebe Gläubige im Jahre 2020, ich habe geantwortet, dass der Junge wohl am glücklichsten war, weil er Vergebung und Heil gleichzeitig erfahren durfte, nicht bestraft, sondern mit Äpfeln für seine Familie beschenkt wurde, weil er auf Geheiß des Schusters der alten Frau die schweren Äpfel nach Hause trug.

Eine österliche Erfahrung, eine glückliche Schuld, weil sie von Gott und den Menschen getragen wurde. Eine glückliche Schuld, weil sie Menschen nicht mehr trennt, sondern auf neue, menschliche Weise miteinander verbindet.

So schließe ich mit der Hoffnung, dass wir alle Gott immer wieder im „Da-Zwischen“ des Alltages erfahren, dass wir Wort und Tat, Glauben und Dienst am Leben als Einheit verstehen können, weil Gott sich eben nicht nur in der Schrift, sondern im gelebten Leben zeigt – auch in den Krisen unserer Tage – ihres Lebens – und im Fest, wenn wir danken, weil wir Heil erfahren haben. Darum können wir begeistert sein für den Gott mitten unter und zwischen uns – wenn wir Werke der Liebe tun und Ihn, den Schöpfer, im Wort und in den Sakramenten feiern und erfahren.